Im Kampfe mit Franktireurs.

(Originalroman von Karl Grobl.)

(34. Fortsetzung)

„Wie befinden sich in diesem Bett — im Dienstbot. Nun, hier, hier Erfrischung, und dann hier ...."

„Keine Sorge, liebe Kleine! Was mir fehlt, ist die Kugel, die Blutvergiftung, die hoffentlich noch im Körper, aber bald wird sie heraus sein. Wenn ich nur erst wieder auf Schwarzwald im Zelt läge."

„Sie sollen sofort eine Hühnersuppe haben. Nur einen Augenblick Geduld."

Während der Sprecher sich wieder in die Kissen legt und sein Blick in den Himmel unterbrochen sieht, rennt die besorgte Pflegerin nach der Küche und nimmt aus den Händen der erfreuten Mutter das köstliche Gericht. Wenige Minuten darauf hat sie die Genesung, deren doch mit der Mier eines ausgehungerten Menschen auf das Zeitgebiet einbrechen zu sehen.

„Und jetzt noch einen Schluck Rotem!" mahnt der mit einem Krug eintretende Bauer, als er sieht, wie sein Gast eben dem Huhn die letzte Ehre antut.

„A la vot m'sieur!" Er gibt dem jungen Mann, dem die warme und reiche Nahrung die Wangen gerötet, ein gefülltes Glas und stößt mit ihm an.

„Ja, Gesundheit, die kann ich brauchen, mein werter Gönner! Nehmen Sie und Ihre Tochter meinen wärmsten Dank für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft. Noch ein paar so gute Bissen und so feurige Tropfen und ich kann wieder zu Roß! — Aber wo ist es denn, mein treues Tier?"

„Es steht im Stall und läßt sich's Futter schmecken. Jetzt sieht's schon anders aus, als vorher, wo man alle Rippen zählen konnte."

„Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Mann!" Und kräftig drückte der Leutnant die schwielige Rechte des Bauern. „Wie habt Ihr aber das Pferd vor den Luchsaugen Eurer Landsleute verborgen?"

„Ja, das hat meine Kleine hier ausgeklügelt. Sobald Gefahr im Anzug, mußte die Stute den warmen Stall bei meinem Vieh verlassen und wurde in einem Holzschuppen versteckt, wo niemand ein solches Tier suchte."

Die Augen des Offiziers blitzten dem jungen Mädchen heißen Dank entgegen, so daß es sich errötend und verlegen abwandte.

Als jetzt der Vater die Kammer verließ und die Tochter ihm folgen wollte, bannte sie ein bittender Blick des Patienten auf ihren Platz.

„Wie soll ich Ihnen danken für all die Liebe und Hingabe, die Sie mir auf meinem Krankenlager zuteil werden ließen!" kam es in warmem Gefühlston von den Lippen des Dragoners. „Geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie mich ihr den Tribut tiefster Dankbarkeit zollen!"

Bei diesen Worten drückte er seine Lippen auf die Hand Edmas, die vergebens sich dieser ungewohnten Huldigung zu entziehen versuchte.

„Sie dürfen meine Handlung nicht als eine gewöhnliche Schmeichelei auffassen, sie ist der Ausdruck meines inneren Gefühls, das in Ihnen meine Retterin sieht. Sie werden mir, liebes Fräulein, wie eine lichte, trostreiche Erscheinung im Gedächtnis bleiben. Nehmen Sie als Erinnerung diesen Ring!" Dabei streifte er einen Goldreif ab und steckte ihn dem überraschten Mädchen an den Finger.

„Sie können ihn ruhig nehmen. Er ist von meiner Schwester, die ihn mir als Talisman mit ins Feld gab .... Aber jetzt sagen Sie mir", fuhr er in geschickter Ablenkung fort, „wie steht es denn mit meiner Verwundung?"

„Oh, mit der ist es nicht schlimm. Es war zum Glück nur ein Streifschuß, der außer der starken Erschütterung des Kopfes eine blutige Furche über dem Ohr zurückließ. Die Wunde ist fast geheilt, und da Sie wieder bei Besinnung sind, bedarf es keiner Umschläge mehr."

„Sie sind ein Engel, haben Sie mir doch eine Himmelsbotschaft verkündet. Nun darf mich nichts mehr abhalten, so rasch wie möglich meine Truppe wieder aufzusuchen."

„Ein paar Tage werden Sie noch zugeben müssen, bis Sie wieder bei Kräften sind."

„Ich fühle mich jetzt schon riesenstark!" Bei diesen Worten richtete er sich mit raschem Ruck in die Höhe. Aber dem Willen fehlte die Kraft. Schwer enttäuscht mußte er sich wieder auf die Kissen legen.

„Nur noch etwas Geduld. Wir werden alles tun, um Sie so bald wie möglich zu Kräften zu bringen. Es ist höchste Zeit, daß Sie gehen."

Ein dröhnender Donner unterbrach die Rede.

„Das sind ja Kanonen!" fuhr der Offizier auf, gespannt auf das ferne Rollen horchend.

„Der Feind nahet, daß Ihr Eure Leute schnell versammelt wird."

„Es darf ja bei dem nicht bleiben." Eine Zeitlang lauschte er mit den Ohren, dann wandte er sich zu Edma. „Ich muß Ihr Haus verlassen, um Ihr Leben zu retten. Wie wird es Ihr ergehen, wenn Sie mich nicht rettet?"

„Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß Sie jetzt schon aufbrechen. Sie müssen sich noch ausruhen."

„Wie wollen Sie mich verstecken?" Die Stute hat sich gut gehalten, aber die Gefahr einer Entdeckung ist zu groß. Sie werden sie brauchen. Der Feind kommt wieder, vielleicht in der Nacht. Schlafen Sie jetzt, damit Sie später wachen können. Ich werde sorgen, daß Sie Ruhe haben."

„Sie sind ebenso klug wie gut, Edma. Ich will Ihren Rat befolgen."

„Auf Wiedersehen!" Noch einen liebevollen Blick auf ihn heftend, verließ das Mädchen die Kammer.

„Schlafen, schlafen! Die Kleine hat gut reden. Jetzt, wo sich die Kameraden aufs neue mit dem Feind herumbalgen und der Schlachtenlärm bis hierher dringt, in einem Augenblick, wo ein schuftiger Kerl mir nach dem Leben trachtet, wo feindliche Abteilungen ihren Weg hierher finden können — sich ruhig und gleichgültig verhalten, geht über mein Vermögen."

Unruhig warf sich der Offizier auf seinem Lager hin und her, alles mögliche erwägend und tausend Pläne schmiedend. Doch alle, alle mußte er verwerfen, solange er nicht imstande war, das Bett zu verlassen.

Wenn er's einmal versuchte! Wenn er seinen Körper auf die Probe stellte, ob er dem Willen gehorchte?

Mit plötzlicher Energie raffte er sich in die Höhe. Nun glückte es schon besser .... er mußte nur langsam und sacht zu Werke gehen.

Eine Zeit lang blieb er ruhig aufrecht sitzen, dann streckte er die Beine aus dem Bett und versuchte in die Hosen zu schlüpfen, was ihm mit Anstrengung auch gelang. Aber jetzt war seine Kraft erschöpft, sie reichte gerade noch hin, eine wollene Jacke überzuziehen, dann blieb er matt und angegriffen auf der Bettkante sitzen.

„Also so jämmerlich steht es mit mir! Es ist geradezu eine Niedertracht, daß selbst der entschlossenste Wille an der Schwäche unseres kranken Leibes Schiffbruch leidet. Herrgott! Wenn ich denke, ich soll diesem Schuft widerstandslos überliefert sein und jedem Franktireur, den man sonst schlankweg zu Boden reitet .... es ist zum Rasendwerden!"

Da berührt seine Hand den neben ihm liegenden Revolver.

„Noch hab' ich dich, du treuer Helfer in der Not, du blanke Waffe. Solange ich dich habe, bin ich nicht verloren. Wenn nur die Hand fest genug ist, sie zu führen!"

Ein Klopfen an der Tür unterbricht seine Betrachtungen. Auf seinen Ruf erscheint Edma mit einem dampfenden speckbestreuten Eierkuchen und einem Glas Wein.

Was machte die Kleine für Augen, als sie ihren Gast angekleidet sah. Ohne lange zu fragen, rückte sie ein wackliges Tischchen vor ihn, stellte die Erfrischung darauf und bat, zuzugreifen.

„Daran soll es nicht fehlen, beste aller Pflegerinnen!" rief der Offizier mit einem Anflug seiner alten Laune. „Hunger hab' ich wie ein Wolf. Und dieses Glas auf Ihre Gesundheit, liebe Edma!"

Das Mädchen freute sich, daß es ihm so schmeckte. Sie ließ ihm keine Ruhe, bis er den letzten Bissen, den letzten Tropfen gekostet.

„So, das hat gut getan! Ich fühle neue Kraft, neues Blut in meinen Adern. Weiß Gott, die Müdigkeit ist wie fortgeblasen. Wie wär's mit einem Gehversuch?"

Ungestüm richtete er sich auf, daß Teller und Glas auf dem Tischchen klapperten.

„Fein sachte, mein Herr!" mahnte lächelnd die Kleine. „Erst wollen wir den Tisch beiseite schieben."

Der Dragoner machte stramm einige Schritte .... aber nicht mehr — er hatte seine Kraft überschätzt.

Edma war sofort an seiner Seite und stützte den Wankenden.

„Halten Sie sich fest an mir. So ist's recht. Dann immer einen Schritt vorwärts, behutsam und ruhig.... Sehen Sie, nun geht's schon besser! 's ist nur, bis die Glieder wieder im Gange sind."

Den jungen Offizier durchströmte ein eigenes Gefühl, als er den warmen Leib des jungen Mädchens an seiner Seite fühlte. Sein Blick ging schweifend, unwillkürlich schweifend ist sich über so eine Hilfeerin.

Da ist es ihm mit einem Mal, als hätte er in der entzückenden Kopfform erkannt, daß sie seinem Traumbild Gestalt gab. Wenn sich er die Augen zudrückte, dann hat dieses Mädchen die Konturen seines Ideals, seiner Königin. Jetzt war aber Zeit, an ihn Abschied, und rasch und regelmäßig sich sich der Blick von dem Mädchen führen, welches Jahrzehnt und Jahrhunderte nur ein Kleinen Augenblick.

Die kurze Bewegung hatte genügt, ihn der Wirklichkeit von neuem heftig zu rufen. Ihre Stimme zerrte ihn wieder zur Welt und ging ihn an, als er die entscheidenden Worte gesprochen hatte.

„Das wurde ihn nicht können. Unwillkürlich wäre von der ungewohnten Bewegung, daß er sich in den Armen auf Bett, um ein wenig zu ruhen.

Er wartete aber ein ungeheuer Schlaf kommen, der wohl noch länger angehalten hätte, wenn der Schlafer nicht durch das Knattern von Gewehrfeuer aufgeschreckt worden wäre. Aber so schnell, wie er gekommen, verflog der Lärm.

Der Offizier mußte lange geschlafen haben .... es war dunkel um ihn. Er gedachte der Warnung Edmas, auf seiner Hut zu sein, und tastete sich aus dem Bett, nachdem er den Revolver zu sich gesteckt hatte.

Jetzt hieß es wach bleiben. Der Schlaf hatte ihn erfrischt und die Ruhe seinem Körper wohl getan. Der nächtliche Schleicher sollte ihn bereit finden.

Eine Stunde verrinnt. Dem Harrenden werden die Augen schwer, es kostet ihn die größte Mühe, dem Schlaf Trotz zu bieten.

Da plötzlich straffen sich jede Fiber an ihm .... ein leiser Schritt, kaum hörbar, nähert sich .... die Tür geht auf, mit katzenartigem Schleichen kommt's heran .... eine zusammengeduckte Gestalt im spärlichen Licht einer kleinen Laterne.

Jetzt erhebt der nächtliche Gast die Laterne und beleuchtet das Bett .... Maßlose Enttäuschung — rasende Wut über das leere Nest prägen sich in dem Gesicht des Schurken aus .... Sollte ihm die sichere Beute entkommen sein? .... Das war nicht möglich. Der Mann war ja krank. Also weiter! Er muß irgendwo stecken!

Und wie der unheimliche Geselle in der Kammer umherleuchtet, erblickt er zu seinem Entsetzen die Gestalt des Gesuchten, den Revolver drohend auf ihn gerichtet.

Jetzt gibt es nur eins! .... Er oder ich! .... Blitzschnell setzt er die Laterne zu Boden, reißt aus seinem Gürtel ein langes Messer und stürzt sich mit vorgeneigtem Kopf auf den Verhaßten.

Da blitzt es dreimal hintereinander .... Ein Wutschrei, und schnell wie ein Gedanke ist der Kerl verschwunden....

Die Schüsse hatten die Hausbewohner alarmiert....

Als der Bauer, dem Weib und Tochter folgten, in die Kammer stürzte, fand er den Offizier am Boden liegen. Besorgt beugte er sich zu ihm nieder.

„Bemühen Sie sich nicht, mein lieber Gastwirt!" schallte ihm munter die Stimme des Dragoners entgegen. „Ich bin eben daran, einige dunkle Punkte auf dem Fußboden aufzuklären. Und ich habe mich auch nicht getäuscht — es ist Blut — frisches Blut. Sehen Sie selbst!"

Damit rückte er die Laterne in den Gesichtskreis des Bauern, der nur bestätigen konnte, was der Leutnant gesagt.

„Also getroffen!" war sein Entscheid.

„Ja, und feste, wenn es auch dem Burschen gelang, zu entkommen. Wahrscheinlich hat die Kugel den Arm getroffen, sonst läge sein Mordinstrument nicht hier; es ist dem Verletzten entfallen."

„So wird's sein. Schade, daß Sie den Lump nicht besser getroffen. Der hetzt uns jetzt unsere Soldaten auf den Hals. Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, müssen Sie so schnell wie möglich davon."

„Ich möchte am liebsten gleich fort. Wenn ich mich nur einigermaßen orientieren könnte!"

„Bis wir alles zu Ihrem Weggang gerichtet haben, wird es Tag sein, und dann werde ich Ihr Führer sein."

Die beiden Frauen machten sich sofort daran, dem Gast ein Abschiedsmahl zu richten, und der Bauer begab sich zum Stall, um das Pferd zu füttern und zu satteln.

Der junge Tag begann schon heraufzudämmern, als der Offizier mit seinen Wirten das Frühstück teilte und trotz der frühen Stunde den wohlangewärmten Rotwein nicht verschmähte.

— Druckfehler. Der Direktor der „Times", der zurzeit leidend ist, empfing die Journalisten im „Lügestuhl".

Musketier Meier XI.

Von Robert Walter.

Heinrich Meier lag in der Mannschaft Nr. 1, Bataillon zu den Kriegsfahnen. Tritt und Schritt Kameraden auf seiner Schulter stehen. Meier mit Stolz. Die Kleinen, Zerlumpten, Zerfetzten, die sich an der Chaussee des Bilzen, nennen Meier kennen. Die sie kennen, schreien und schreien sich die Kehlen, applaudieren und jubeln. Nur er sah nicht herum hin.

Heinrich Meier war stolz. Seine unbeschreibliche Ruhe. Er nahm das Leben wie ein Kind die Gegenstände, die es herumtragen, in den Mund führt, ohne sich ein „Nitte" und „Scheiß" zu kümmern. Aber wenn er am Morgen in einer Stadt nicht die Gelegenheit gehabt hat, daß er überhaupt ist, daß jene Meier in der Kompagnie „Heinrich" heißt, dann muß noch jetzt der Hang zum Philosophieren in ihm geweckt werden. Das Herz will Spaß geben bei einem Gedanken gerade den geringsten Gleichgewicht hierfür ab.

Er gerschah es, was noch nie geschehen war: Heinrich Meier nahm seine volle Ehrenmann, stand auf und ging, ohne etwas gesagt zu haben, wieder hinaus auf den Hof.

Die andern Soldaten kannten ihn alle, den kleinen, schönen Rekruten Meier. Und sie lieben ihn eigentlich still vorbei, wie sie ein hübsches Mädel vorbeilieben, ohne ihr ein neckisches Wort zuzurufen. Sonst tranke er immer gelassen weiter. Heute ärgerte und schmerzte ihn jedes Wort, so daß sich ihm die Hand in der Tasche zusammenkrampfte.

Er war eine jener seltsam verschlossenen und zähpsychischen Naturen, denen man alles zu bieten können glaubt und deren Empörung und beleidigter Stolz man hinterher noch verlacht, weil sie uns dumm erscheinen. Und nun auch noch dazu mit solchem Namen behaftet. Heinrich Meier fühlte, daß es kein Segen war, der elfte Meier in einer Kompagnie zu sein. Aber er trottete weiter wie ein müdes Pferd.

Die Feldgrauen scharten sich zu dichten Haufen auf dem Kasernenhof und warteten auf den Appell.

Peter Wilm stand als Posten vor den in langen Reihen aufgestellten Gewehren.

„Ja, ja, Hein, jetzt geht's raus", redete er den vorbeistapfenden Rekruten an. „Was meinst du, kommst du Pfingsten wohl nach?" fuhr er dann fort, als Heinrich Meier stehenblieb, ohne den andern freilich anzusehen.

Der kleine Rekrut war erregt, ohne daß er wußte weshalb. Die Kumme ließ er sinken, und die Erbsensuppe floß in bedächtigem Strome an der Hose hinunter und suchte sich einen Weg in die geheimnisvollen Tiefen des linken Schaftstiefels.

„Hahaha!" lachte Peter Wilm und schlug sich mit der blanken Hand aufs Knie.

„Du, Hein, die Erbensupp' nimm dir man mit ins Feld. Schmeckt auch kalt schön, aufs Brot gelegt!"

Heinrich Meier biß still die Zähne aufeinander und schlurrte weiter. Ihn fror. Ein scharfer Wind fuhr um jede Ecke des Kasernenhofes.

Die Feldgrauen traten in Gliedern an. Eine seltsam schöne Front. Diese eintönig grauen Gestalten, so breit und wuchtig, daß kein Sturm sie umzuwehen schien.

Heinrich Meier sah sich um. Eine Stimmung, aus Wehmut und Ingrimm gemischt, kam über ihn. Er musterte einen Augenblick die lange Reihe. Dann spuckte er ärgerlich zur Seite und ging ins Revier seiner Kompagnie. Er hörte noch nach einer Weile ein dreifaches, hartes „Hurra!" über die Kaserne schallen, hörte, wie mit lautem Takt die Kapelle ihr „Deutschland, Deutschland über alles" einsetzte, hockte sich dann in einem Winkel der Stube auf den Rand seines Strohsackes und stützte den eckigen Kopf auf beide Fäuste.

* * *

Drei Wochen stand Heinrich Meier XI. auf dem Kasernenhof in der Kompagniefront und erwartete den Augenblick, wo der Oberstleutnant sie mit einer Mahnung und einem Hoch auf den Kaiser ins Feld entlassen würde. Er trat von einem Fuß auf den andern, rieb sich die kalten, steifen Hände und schaute ohne Teilnahme auf die Frauen und Mädchen, die um die Kompagnie herumliefen, um noch ein letztes Wort mit ihrem Musketier zu wechseln.

Der Oberstleutnant kam. Das Hurra verhallte.

„Kompagnie, marsch!"

Wie tausend stählerne Hämmer klappten die Tritte der Soldaten auf das Pflaster.

Heinrich Meier sah vor sich hin. Die andern winkten zu den Fenstern hinauf und lachten. Er fühlte etwas wie Stolz, und er, der sonst nie ein Wort ungezwungen sprach, wurde noch schweigsamer. Der Abschied stimmte ihn nicht zur Wehmut, sondern zu Trotz und Härte.

Als aber ein Verwundeter an der Kolonne vorbeiging, im Knopfloch das Eiserne Kreuz, den linken Arm in der Binde, da rief er lustig wie ein Kind „Hurra". Seine Kameraden lachten. „Meier, ich' nicht so viel! Du kriegst bald ein Schmalzer mit."

Er lachte es gut trotzig weiter.

* * *

Die Kompagnie lag in der vollen Schützenlinie, gedeckt hinter Hügeln, an Hecken und Zäunen. „Das Feld ist schwer gut möglich zu halten", hatte der Hauptmann gesagt, als er auf dem gewählten Platz paradierte.

Donnerstag hatteten man schon bei Maastricht. Deutsche Fahnen wie Monsieur in das Feld. Wir gab zu Ehren einer der Soldaten die Kanone. Hinter der Ortsteil Wonnerte es, und die Chem hatten ein zu tatenreiner Retter.

Sonntag nachts nach Sedan!

Nur Heinrich Meier lag trotz aufhörlichen Gebrüll der Kolonne in der Nacht und jetzt ruhig.

Tief über einer Mauer weiter hat Peter Wilm sich verlacht das gleichen Lied in das Ziel zu bringen. Aber legte sicher ab und sah zu dem kleinen Meier hinüber. Ihn frösterte es.

„Was macht die Erbsensupp'?" fragte er den kleinen Rekruten an.

„Willst du welche ab? Schmeckt mir Lachs, sag' ich dir!" schrie er wieder und drückte gleichzeitig ab.

Die Umliegenden waren unruhig und verlangten nach Bewegung. Nur Meier XI. lag da in fröhlicher Ruhe und spähte nach dem Feind. Und seine Ruhe wirkte auf die andern wie ein belebender Trank. Sie schoßen weiter.

„Mach' mal 'n Witz!" schrie Peter Wilm wieder herüber. Aber noch dem letzten Wort klatschte ihm von eben eine Kugel ins Bein, daß er mit einem Ruck danach faßte und einen leichten Seufzer des Schmerzes hören ließ.

„Warum machst du schlapp, Peter?" rief Meier gelassen wie am Biertisch, langte in die Rocktasche, zündete sich eine Zigarre an und schoß weiter.

„Peter Wilm, willste rauchen? Steck' dir 'ne Rübe an. Schmeckt auch!" waren seine Worte, während er den nächsten Schuß aus dem Gewehr schickte.

Da lief durch die Schützenlinie der Befehl zum Zurückgehen. Heinrich Meier löschte seine Zigarre und steckte sie ärgerlich wieder in die Tasche.

Der Befehl des Zugführers scholl über das Feld.

„Kehrt! Marsch, marsch!!"

Heinrich Meier erhob sich und schaute sich noch um, während die andern schon weiterstürzten. Peter Wilm blieb liegen.

„Komm, Peter!" sagte er. „Heute gibt's Erbsen mit Speck. Die da drüben woll'n dich gar nicht haben!" Dabei half er dem Verwundeten auf, packte ihn hart unter den Arm und stelperte mit ihm zurück.

Eine Saat von Kugeln fiel um den kleinen, tapferen Rekruten nieder. Aber keine traf ihn.

Mühsam schleppte er den verwundeten Kameraden hinter die Front. Gleich darauf lag er wieder in der Schützenlinie. Mit einer Ruhe, als wollte er Fliegen fangen.

Die Kompagnie ging in Stellung, bis die Verstärkung kam.

Am Abend nahm Meier seine Zigarre wieder heraus und rauchte weiter. Da holte ihn der Feldwebel zum Oberst.

Der kleine Rekrut, dem der Schmutz in dicken Streifen an Rock und Stiefeln saß, baute sich ruhig vor dem Oberst auf.

Der lachte. „Das ist also der tapfere Kerl?"

Heinrich Meier schwieg.

„Wie heißt du?"

„Meier XI."

Der Oberst lachte wieder. „Trotz dem Namen ein so tapferer Kerl?"

„Jawoll, Herr Oberst."

„Da möcht' ich, weiß Gott, die ganze deutsche Armee sei eine große Meierei. Wir wollten die Kerls dadrüben schon melken, was?"

„Jawoll, Herr Oberst."

Als Heinrich Meier zurückging, trug er das Eiserne Kreuz. Aber die zerdrückte Zigarre, die er am Vormittag schon angeraucht hatte, hielt er noch fest in der Hand.

— Vor Gericht. — Richter (zum Kläger): „Was wollen Sie noch, Sie haben doch gehört, der Baron ist verurteilt worden, die Summe an Sie zu zahlen!"

Kläger: „Was hilft mir das Urteil, wenn der Baron nichts hat, for zu zahlen.... aber ich wüßt 'ne reiche Frau für ihn; können Sie 'n nicht verurteilen, daß er die heiraten muß?"

— Die Köchin lehnt ab. — „Lassen Sie nur die Gardinenpredigt sein, Madame, ich bin nicht so'n Schaf, wie Ihr Mann!"

— Der Hochtourist-Schuldenmacher. — „Welcher wundervolle Frieden in der Natur und diese erhabene Einsamkeit, soweit das Auge reicht, kein — Gläubiger!"

— Originelle Bezeichnung. — Kleiner: Mutter, was sind denn eigentlich die Dardanellen?

Mutter: Der Hausschlüssel Konstantinopels!

Aus der Seife.

Unter den deutschen Industriezweigen, die zugunsten durch die feindlichen Kriegsmaßnahmen zu einer starken Verringerung der Herstellung gezwungen werden, befindet sich auch die Seifenfabrikation. Die Möglichkeit der zur Herstellung der Seife erforderlichen tierischen und pflanzlichen Fettstoffe, wie Rohöl, Palmöl und Kokosnußöl, immer fabrikmäßiger und industrieller Tran, ist heute nicht zu beschaffen. Wir werden daher genötigt sein, unseren Verbrauch an Seife, so schwer uns das auch fallen mag, beschränken. Trotz Kriegsnot.

Die ungeheure Verwendung von Reinigungsmitteln ist übrigens erst eine Errungenschaft der neuzeitlichen Kultur. Den Griechen war in den Tagen Homers die Seife noch unbekannt, ebenso den Römern bis in die Kaiserzeit. Als Waschmittel benutzte sie Alles unter anderem Getreide, tierische Gebe und die Abkochung verschiedener Pflanzen. Den Ruhm, die Seifenbereitung erfunden zu haben, dürfen anscheinend die Phönizier für sich beanspruchen, von ihnen gelangte die Kenntnis der Fabrikation zu den Galliern. Wie der ältere Plinius erzählt, stellten die letzteren durch Vermischung von Ziegentalg und Buchenholzasche feste und flüssige Seife her, jedoch soll diese nicht zu Reinigungszwecken, sondern als Heilmittel sowie als Schönheitsmittel zur Rotfärbung des Haares gedient haben. Ein ähnliches Erzeugnis dürfte die von Galenus erwähnte „deutsche Seife" gewesen sein, die aber auch zum Waschen Verwendung fand. Bemerkenswert ist, daß von den Kabylen Algeriens noch jetzt eine fast gleiche „Naturseife" auf den Märkten im Innern dieser Kolonie feilgeboten wird.

Gegen den Ausgang des Mittelalters nahm Venedig im Seifenhandel die führende Stellung ein; von Bedeutung waren ferner Genua, Savona und Marseille. Auch in Spanien bestanden schon große Fabriken. In Deutschland wurden die ersten Seifensiederinnen 1324 in Augsburg und 1331 in Wien gegründet: doch hatte das Gewerbe sehr darunter zu leiden, daß die Haushaltungen ihren Bedarf an Seife selbst herzustellen pflegten. Eine größere Ausdehnung gewann die Seifenfabrikation während des 17. Jahrhunderts in Frankreich und England! das erste diesbezügliche englische Patent wurde im Jahre 1622 erteilt. Ihre heutige Blüte verdankt die Industrie dem Aufschwung der chemischen Wissenschaft, insbesondere der Erforschung der chemischen Natur der Fette. Was die Lage der Seifenindustrie in Deutschland anlangt, so arbeitet diese in der Hauptsache für den inländischen Bedarf; zur Ausfuhr gelangten fast nur Toilette- und Luxusseifen im Werte von jährlich etwa 6½ Millionen Mark. Auch innerhalb Deutschlands zeigt die Nachfrage nach den verschiedenen Seifenarten einige beachtenswerte Unterschiede. So wird im Rheinland und in Westfalen sowie in den Küstengebieten meist Schmierseife verbraucht, während man in den übrigen Teilen des Reiches der harten Stückenseife den Vorzug gibt.

Von Interesse dürfte schließlich auch ein Blick auf die Höhe des Verbrauches an Seife in den verschiedenen Ländern sein. Den stärksten Bedarf haben die Ver. Staaten und Deutschland aufzuweisen, wo — nach der Kopfzahl in einem Jahre berechnet — der Verbrauch 22 bzw. 20 Pfund beträgt. Es folgen England mit 17 Pfund und Frankreich mit 16 Pfund. In den Niederlanden auf 12 bis 13 Pfund, in Italien auf 11 Pfund, in Norwegen auf 10 Pfund, in Spanien und Dänemark auf je 8 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung. Ungemein sparsam scheint man mit der Seife in Rußland umzugehen; auf jeden Bewohner des Zarenreiches entfallen nämlich nur 2 Pfund. Der Ausspruch Liebigs, daß der Verbrauch an Seife „ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten" sei, besitzt offenbar auch heute noch volle Geltung.

Gehorsam.

Man mag in der Erziehung Grundsätzen folgen, welchen man will, denen der Sanftmut oder der Strenge, denen der ewigen Besorgtheit oder des Selbstklugmachens, denen der Einzelentwickelung oder des Massenunterrichts — ein Grundsatz muß überall walten, sonst geht alles verkehrt: Kinder müssen gehorchen. Jeder Erwachsene gehorcht, dient, fügt sich ein — und doch ist ein voller Mensch, der mit Recht eine eigene Meinung für sich beanspruchen darf; Kinder aber wollen erst Menschen werden und kennen das Leben so wenig, daß sie wohl Wünsche und Begierden, aber keine festen Meinungen haben können. Wehe dem Reich, dessen König ein Kind ist — aber wehe auch den Eltern, deren Beherrscher fünfzehn, zehn oder gar nur fünf Jahre zählt, wehe dem Kinde, dem diese Herrschaft eingeräumt wird.

Ein ungehorsames Kind bildet eine stete Anklage gegen seine Eltern. Nicht aus der Furcht freilich soll der Gehorsam fließen, sondern aus der Liebe und aus der Demut. Die Eltern müssen dem Kinde heilig sein, so daß es sich ihnen auch da gerne unterwirft, wo es die von ihnen gegebenen Weisungen nicht begreift. Das bringt ihm Segen für seine ganze Erdenzeit, und es sind wahrhaftig nicht die schlechtesten und dümmsten Menschen, die noch als Vierzigjährige die Ansicht ihrer alten Eltern bei jeder wichtigeren Gelegenheit erforschen und sie aufs ernsthafteste erwägen. Freilich giebt es Eltern, die so töricht oder so schlecht sind, daß auch ihre Befehle albern und böse ausfallen. Solchen Eltern müßten die Kinder vom Staate weggenommen, und es müßte versucht werden, die leider im Kern verderbten Früchte noch genießbar zu machen. Glücklicherweise aber sind solche Zerrbilder doch nicht eben häufig, und selbst unter den Verbrechern kommt es vor, daß die Elternliebe wenigstens innerhalb des Hauses eine gewisse Reinheit der Gesinnung bewahrt. — Kinder, die nicht gehorchen, sind auch unzufriedene Kinder und werden unzufriedene Menschen. Wer schon in der Jugend an den Schranken zerrt oder sie gar niederreißt, der wird später sicherlich elend werden: denn kein Fremder wird so schwach sein, wie die Eltern es waren. Und am Ende werden sie den Eltern schuld an ihrem verfehlten Dasein geben, und mit Recht.

— Nach der Kirchweih. — Wastel: Sakra, hast du a Watschen gekriegt, dein Gesicht ist ja ganz g'schwollen!

Nazi: Ja, bös war a Volltreffer!

Es gibt Schnecken, die fast taubengroße Eier legen. So die Achatschnecke, aus deren schön gemusterter Schale in Angola (Portugiesisch-Afrika) Münzen fabriziert werden.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Blusenschnitt für jugendliche Figur, No. 1344.

Einfacher, leicht Blusenschnitt, der Mädchen, mit jugendlicher Figur sehr gefallen wird. Die Bluse hat einen weiten Kragen, der Ausschnitt wird mit einem Band versehen und bildet eine Schleife. Das Muster ist zu haben in Größen von 14 bis 17 Jahren. Für Mädchen, Kinder, Blusen, Kleider, Kleid, Kleid, Kleid